

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Der Josel. Erzählung aus dem Walde

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Jofel.

Erzählung
aus dem Walde
von
Anton Schott.

Ein Pingartner in den Bergeinöden hinten im Schwarzwinkel hat eine kleine Torheit das Leben und Trachten der stillen, ruhigen Leutchen aus dem gewohnten, einförmigen Geleise geschoben.

Der Simmerl, der Pingartner, hat am Oftermontag, während das junge Gewölk auf dem Tanzboden in eitel Luft und Freude jubelte und strampfte, mit dem Windhager einen recht vortheilhaften Ochsenhandel zum Abschlusse gebracht und sich aus lauter Freude darüber ein leinsefes Käuslein angetrunken. Das hat ihm auf dem Heimwege einen Stein in den Weg gekollert und ihn in die eiskalten Wasser der knapp am Wege dahinfließenden Schwarzach geworfen. Das kalte Bad hat das Käuslein wohl verschreckt, aber dem Simmerl ein Frieren und Gruseln an den Leib gehegt, mit dem er nicht recht viel Spaß treiben darf. Wohl ist ein richtiger Bergeinöder Wind und Wetter, Kälte, Nässe und Hitze von Jugend auf gewohnt wie Arbeit, Geschinde und Schlaf, jedoch dem Simmerl ist es am anderen Tage doch gewesen, als steckte etwas in ihm und in seinem Leibe, das nicht hineingehört, und das allerhand Bosheit und Heimtücke im Schilde führen wollte. Er hat dessen aber nicht weiter geachtet und sich übers Acker des Haberfeldes gemacht. Am Nachmittage hat der Windhager die schwächeren Dechlein nebst dem ausgehandelten Aufschage gebracht und sich dafür des Pingartners größeren und besser im Zuge gehenden geholt, und der folgende Tag hat mit den noch minder abgerichteten Viechern ein heidenmäßiges Geschinde gebracht.

Selbst dem Jofel, des Simmerls Bruder, der wohl Bärenstärke im Leibe und in seinen Armen, aber weitaus nicht den vollen Menschenverstand im Kopfe hat, ist das Mühen und Werken mit den etwas hochbeinig veranlagten Viechern zu dumm geworden, und er hat überlings einmal nach seiner niedrigen Stirn gedeutet.

„Du nicht da haben,“ hat er kurzweg geurtelt und getadelte, und das hat den Simmerl und seinen Handel angegangen.

Der aber hat sich mit dem bedeutenden Aufschage und der Hoffnung getröstet, daß sich selbst das widerborstigste Vieh mit Zeit und gutem Willen zu richtigem Zug und Gange bringen läßt. Ein bißel ein Ansinnen ist es nur, daß er den Handel gerade zu einer Zeit unternommen, wo die Arbeit an allen Orten und Enden

nach Vieh und Leuten ruft, und wo einer selbst mit einem guten Zuge oftmals nicht weiß, wo er zuerst anpacken soll. Er hat sich gemüht und geschunden, so viel er vermocht, hat geschwitzt und gedampft wie ein Lastpferd, und richtig! gegen Abend hat es den Anschein bekommen, als wären Mühe und Anstrengung doch nicht lediglich verschwendet, und die Viecher gäben sich allmählich nach Gebühr und Willen.

In der Nacht aber hat er Hizen bekommen und in der Frühe kaum aus dem Bette zu kommen gewußt. Kaum aber hat er sich rechtschaffen angezogen gehabt, ist es ihm selber vorgekommen, als täte er am besten, sich wieder ins warme Bett zurückzugeben.

Ach was! Ein ausgewachsener Bergeinöder ist kein Zuckerstengel, und Vieh und Krankheit wollen einen Ernst sehen, ehe sie sich dem Willen jügen. Sein ganzer Leib ist wie zer schlagen, und er kann mit bestem Willen nicht aus dem Bette, geschweige denn an eine Arbeit.

In den Bergeinöden ist es nicht der Brauch, daß eines jeder Nichtigkeit wegen gleich zu Doktor und Pfarrer rennt, um das leidige Leben zu retten; dort nimmt man Leben und Sterben ernst. Deswegen kocht die Sesserl, die junge Pingartnerin, vorerst nur Hollerteer zum Herausschwitzen der Krankheit und tröstet sich damit, daß die gewünschte und gehoffte Wirkung sich in einigen Tagen einstellen wird. Jede Verkühlung soll von Rechts wegen herausgeschwitzt werden. Der Hollerteer aber will nicht recht wirken. Des Simmerls Körper wird wie eine Glutpfanne, aber kein Tröpflein Schweiß will aus dem Körper und aus der brennheißen Haut.

So geht sie zur Kohbrunnerin hinüber und fragt sie um Rat und Einschlag.

Die Kohbrunnerin weiß allerhand Mittel und Kuren für Mensch und Vieh, aber diesmal schüttelt sie den graugeprenkelten Kopf hübsch bedenklich.

„Eine leide (böse) Sache, Dirndl,“ urteilt sie aufrichtig. „Wenn nicht einmal der Hollerteer angreifen will . . .! Eine hitzige Krankheit eben, und die hat allemal Näß' im Munde. Wenn d' ihm einen hübsch starken Krenteig über die Fußsohlen binden wolltest! Das zieht die ungesunden Hizen aus Kopf und Körper in die Füß' und durch die Fußsohlen heraus.“

Daraufhin legt die Sesserl Krenteig auf, aber das Uebel richtet sich deswegen nicht zum Bessern.

Der Simmerl aber vermeint in wachen Zeiten, ein helliger Narr werden zu müssen. Draußen alles voll Arbeit, und er muß die Zeit im Bette und müßig verbringen! Dem Jofel allein kann man weder dieses noch jenes zumuten und anvertrauen zur Ausführung, weil sein Verstand nicht zureicht und weil ein halber Narr auch nur halbnärrische Arbeit verrichtet. Die Sesserl muß notgedrungen um ihn bleiben, und sonst ist

niemand im Hause. Andere werken unterdessen Gott weiß was weg und werden allmählich mit dem Frühjahrsanbau fertig, und er muß liegen und . . . zuschauen. Zu allem gibt es eine Zeit, und ist diese versäumt, fehlt es bei der Landwirtschaft gleich um ein ganzes Jahr. In den Bergeindden heroben kann einer ohnehin erst in die Felder, wenn in den Tälern unten und im Flachlande draußen alles schon rappengrün steht. Also dürst' einer keine Stunde versäumen und verpassen, und . . . er muß im Bette liegen wie ein Trumm faulen Holzes!

Selbst der Josef kennt, daß es da gefehlt geht, und ruhelos treibt es ihn im Hause hin und wider. Alle Augenblicke fragt er, was er tun solle, und einmal drängt und nötigt er so lange, das Haferfeld fertig eggen zu dürfen, bis es ihm zugesagt wird.

Mit den vertauschten Ochsen wär' es ja gegangen; die haben so gut gewußt wie der Josef, wie alles gemacht werden soll, und wie sie gehen müßten, um die Arbeit richtig zu vollenden. Die jungen, ungebärdigen Dinger jedoch haben nicht einmal Ochsenverstand und allweg das leidige Bestreben, aus un bequemem

Joch und Zug zu kommen. So geschieht es denn, daß sie um halben Vormittag herum übers Heimlaufen richten. Egge und Zehter (Ziehbaum) gehen dabei in die Brüche, und es ist noch ein großes Glück, daß dabei nicht mehr Unheil geschieht. Mit samt dem Jocher rennen sie wider die Stalltüre, stoßen diese ein und stellen sich alsdann auf ihre Plätze.

Der Josef ist bei dieser Geschichte hübsch verkrast und zerschunden worden, und mehr denn je sieht er ein, daß er ohne den Bruder, den Simmerl, eigentlich der ledige Niemand ist. Wenn der so stirbe, wie . . . vor Jahresfrist Vater und Mutter gestorben, nachdem sie sich auch einige Zeit vorher zu Bette gelegt und nimmer aufstehen gewollt! Aus wär' es; geschehen wär' es!

Veinade zitternd und fibernd vor Zorn über die heillofen Racker und vor Sorge und Angst um den Bruder kommt er vor dessen Liegerstatt. „Du nicht sterben dürfen,“ preßt er steinhart heraus. „Aufstehen! Ochsen fest durchhauen!“

Das alles wäre ja des Simmerls Willen

selber, aber . . . sträube sich einer wider so eine . . . Torheit!“

„Morgen, übermorgen muß ich wieder aus dem elendigen Nest,“ nimmt er sich vor. „Zieh halt' es nimmer länger aus, und ich . . . Ob sie denn gar kein anderes Mittel mehr wüßte, die Roßbrunnerin?“

So geht die Sessler wieder zur Roßbrunnerin und fragt nach, was zu tun wäre, nachdem auch die Krenteige nichts gefruchtet. Und unterwegs sinnt und grübelt sie an der Geschichte, wie halt eines schon über dies und jenes nachsinnt, wenn es allein ist mit sich selber und mit seinen Gedanken. . . . Wenn er stirbe, der Simmerl! . . . Ein paar Augenblicke ist ihr, als wankte über diesem Gedanken der feste Erdboden unter ihren Füßen. Was würden sie und der Halbnaarr mit



Die Sessler fragt die Roßbrunnerin um Rat und Einschlag.

dem Gütlein und mit all der Arbeit anfangen? Kann der Jocher doch nicht einmal die zwei Dechlein in Zug und Arbeit erhalten. Und dann . . . Sie, die arme, elternlose Dirn, die kaum ein rechtschaffenes Sonntagsgewand zum Anziehen gehabt und oftmals wirklich Hunger leiden hat müssen, hat den etwas ungeschlachten und unbeholfenen Pingartner nur geheiratet, um

aus der Not und zu einer eigenen Bank zu kommen, aber seine Arbeitsfreudigkeit, sein nimmer rastender Fleiß und seine Gutmütigkeit haben ihr während der verhältnismäßig noch kurzen Ehe — weiß Gott! — Achtung abgerungen, die man ohne Schen schon Liebe nennen könnte, und wenn er jetzt stirbe . . .

Die Roßbrunnerin schüttelt abermals den Kopf, als sie hört, daß auch der Krenteig nichts gefruchtet und geandert oder gar gebessert.

„Dirndl, da weiß ich wirklich nicht,“ . . . gesteht sie. „Da . . . Wenn du halt doch etwan zu einem Doktor gingest! So einem kommt allerhand unter, an was unferens gar keinen Gedanken hat, und hie und da gerät es ihm doch auch einmal . . .“

Mit diesem Räte geht nun die Sessler wieder heim und nimmt sich vor, gleich morgen schon zum Doktor zu gehen ins Städtlein hinunter.

Der Simmerl jedoch wirft ihr ein Trinkhäferl nach, als sie ihm die Meinung der Roßbrunnerin

hinterbringt. Den Doktor fragen oder gar kommen lassen, eine Menge Geld hinauswerfen und vielleicht wochenlang im Bett bleiben müssen? Kommt' ihm einfallen . . . In seiner Zerkahrenheit greift er nun das Häfel und wirft damit. Aber gleich nachher begütigt er schon wieder.

„Mußt es nicht so meinen, Sessler,“ kreißt er steinhart heraus. „Ich . . . Aber komm mir mit keinem solchen Schwatz mehr daher! Morgen, übermorgen versuch' ich es mit dem Aufstehen. So viel Arbeit übereinander und . . . so ein schönes Zeugel! Das Haus gut hergerichtet, die Wiesen, die Felder, der schöne Wald, walzkrundes Vieh . . .! Wenn ich daran denke, daß . . . und einen Doktor haben müssen . . . Nein, nicht um wer weiß was.“

Abends kommen ein paar Nachbarn aufs Heimsuchen, reden, schwätzen und raten, erzählen dies und jenes, um den Kranken ein bißel aufzuheitern und aus seiner Trübsal für ein Zeitlein herauszutäuschen. Und der Fuchsenwölfel kommt überlings einmal mit einer Rede daher, die eines nehmen und wenden kann, wie es sie will oder braucht.

„Nichts Natürliches nicht,“ behauptet er als Umweg. „Mißwillen oder ein übler Blick . . . was weiß ich? Oft eines meint es nicht einmal so, und dem andern schadet es. Tüt' ein Mittel versuchen dawider . . .“

„Ja, was für eines?“ stellt die Sessler dahin.

„Ganz leicht. Pfarrer kommen lassen! Versetzen lassen. Lauter geweihte Sachen, die was der Kund' mitbringt ins Haus, heilige Hostie . . . Müßt' alles weichen . . . mein' ich.“

In einer anderen Weise wenn etwer dem Pingartner raten wollte, den Pfarrer mit der letzten Delung holen zu lassen, wär' es haushoch verfehlt. Er will nicht sterbenskrank sein, und er will auch nicht, daß man ihn so ansieht und behandelt; er will gesund werden und an die Arbeit gehen können. Der Pfarrer aber kommt gemeiniglich nur, wenn es mit einem hübsch Matthäi am letzten werden will. Auf diese Weise, wie der Fuchsenwölfel rät, kommt er sich's gefallen lassen.

Und so holt man am nächsten Tage den Pfarrer. Die Sessler richtet alles, wie es der Brauch ist im Walde und in den Bergeinöden: putzt die Stube sauber, deckt ein weißes Tuch über den Tisch und stellt Kreuz, Kerzen und Weihbrunn darauf. Dem Josef fährt ein Schrecken in den Leib, als er diese Vorbereitungen ersieht, und ein Bittern läuft durch seine prügelfarken Arme. . . . Gerade so hat man es auch ehzeit einmal gemacht, und dann sind seine Eltern gestorben, eines um das andere; also wird auch der Simmerl sterben und er . . .

Als dann der Pfarrer kommt, zuckt und reißt es wie närrisch in seinen Armen, aber er vermag doch keinen zum Schlage oder zum Angriff

zu rühren. Wie ein fertiger Narr stiert er vor sich hin und auf die Leute und Nachbarn, die sich eingefunden und heimlich raunen und tuscheln, und als sie nachher zu beten anfangen, entringt sich seiner angstgemarterten und wuterfüllten Brust ein heiseres Grölen, als wenn ein wildes Vieh zu Tode getroffen wäre.

„Jetzt täte ich auch den Doktor holen lassen,“ rät der Pfarrer nach der heiligen Handlung, aber diese Rede fährt dem Simmerl durch Mark und Bein.

„Den . . . Doktor . . .?“ dehnt er langmüchtig heraus. „Kommt' mir einfallen! Gesund will ich werden, arbeiten will ich. Und . . . was der Klachel am Ende gar verlangt!“

Er kann nicht sterben, er kann nicht fort von seiner Arbeit und von seiner Heimstatt, und in etlichen Tagen muß er so wie so wieder aus dem Bette kommen. Das ist sein Trost und seine Hoffnung, sein Sinnen und all sein Begehren. Und mit dem lullt ihn der unerbittliche Tod auch in den Schlaf, aus dem keiner mehr erwacht.

Nach zwei Tagen entringt sich der letzte, steinharte Seufzer seiner Brust, und mit aller Arbeit ist es für immer Feierabend.

Die Sessler flennt und jammert, aber der Josef steht in seinem Entsetzen wie ein lebloser Baumstumpfen an der Kammertüre und größt nur zeitenweise, daß jeglichem schaudert. Dann aber stapft er überlings einmal zu dem toten Bruder hin und halbt die Fäuste.

„Du sterben,“ pfaucht er grimmig. „Z'wegen was sterben? Lauter Arbeit, und . . . wer die Dechsel abrichten?“

Der Bruder ist gestorben, wie ehzeit die Eltern gestorben sind, die Sessler ist nur ein Weiberleut, und solche sind nichts zur Arbeit, lediglich zum Kochen und zum Kühemelken, und daher wird nun er überall anpacken müssen. Nach dem Tode der Eltern ist der Simmerl der Herr im Hause geworden, dem alles gehört und zu eigen gewesen: das Haus, die Gründe, das Vieh und die Sessler, und nachdem der auch gestorben, kommt notgedrungen die Reihe an ihn. Von jetzt ab gehören das Haus, das Vieh, die Gründe und die Sessler ihm, und er hat sich um all dieses anzunehmen.

Am nächsten Morgen spannt er ohne lange zu fragen ein und fährt mit der Egge wieder auf das Haserfeld hinaus. Aber er nimmt die Dechsel so kurz in Baum und Jügel, daß sie sich nicht rühren können, und daß er sie mit seiner Bärenstärke völlig in der Gewalt hat. Und es geht. Am halben Vormittag herum versuchen sie es wieder mit dem Durchgehen, aber als er sie eine Weile geknüllt wie die Knusfäcke, geben sie sich ins Unvermeidliche und gehoramen.

„Ich ihnen schon kommen,“ erzählt er dann zu Mittag der Sessler wie auch dem toten Bruder,

und ein breites, zufriedenes Lächeln umzuckt dabei seinen Mund.

Abends kommen die Leute zur Totenwacht, wie es der Brauch ist, und er setzt sich zu den Männern an den Tisch und erzählt alle Augenblicke, wie er die Deckel gebündigt, und was er morgen und übermorgen arbeiten und verrichten wolle.

„Mußt ihr schon fleißig an die Hand gehen, der Sesserl,“ rät der Kofzbrunner. „Sie hat derweilen sonst niemanden, und alles ist voller Arbeit um und um.“

„Wirst dir halt für die ärgste Zeit so ein Knechtel dinge müssen,“ rät die Reuthäuslerin der Sesserl. „Ein bißel ein Verstand muß ja doch bei allem sein, und ab und zu kann unser Kuperl herüberkommen und alles ins gleiche richten. Hie und da wird es sich schon er-machen lassen, und in so einem Falle muß alles zusammenhelfen. Zugrunde gehen kann man eins nicht lassen.“

Nichts tut wohler, als in der Not Hilfe angeboten zu erhalten, und von den Reuthäusleuten ist solche auch zu verhoffen. Sie, die Reuthäuslerin, ist der verstorbenen Pingartnerin jüngste Schwester, und wenn so nahe Freund' einander nicht aushülfen, gäb' es ja doch schon gar kein Zusammenhalten mehr auf der Welt. Trotzdem aber sinnt und grübelt die Sesserl ganz trübselig vor sich hin und bangt und schaudert vor der Zukunft. Alles voll Arbeit um und um, und lediglich der Fofel im Hause! Ein Knechtel dinge? Wer halbwegs etwas taugt und für etwas steht, der ist schon zu Richtmessen gedingt worden und in festem Dienst; der Reuthäusler Hilfe? Allweil wird der Kuperl oder sonst etwer auch nicht aus und zu Hilfe kommen können, weil sie selber so ein mittleres Wirtschaftel und Arbeit genug haben.

Sie geht hinaus und stiert und sinnt in die sternhelle Nacht hinaus, schickt hie und da eine Frage oder eine Bitte zu dem empor, der über dem Sternenhimmel thronet und doch um jedes ist in Freude und Bedrängnis, und der jedwedes Anliegen weiß, noch ehe es ihm geklagt worden. Nichts rührt und regt sich in den ganzen Berg-einöden, und nur aus der Stube dringt das Reden der Nachbarn wie leises Gemurmeln. Dann knarrt einmal die Haustür in den Angeln, und schlürfelnde Schritte und halbblautes Tuscheln kommen in ihre Nähe.

Sie duckt sich in einen Winkel hinter die Holz-schar. Wozu braucht etwer zu merken, daß sie ihre Sorgen in die Nacht hinaussinnet?

„Sie wird eh' so bald wie möglich wieder heiraten müssen,“ raunt eine Stimme vor ihr. „Alles voller Arbeit, wo eines hinschaut, und kein Mensch dazu da. Der Fofel! Nein!“

„Ein klein bißel mehr Verstand, wenn er hätte . . .“

„Wenn . . . Das ist eben das Kreuz.“

„Deswegen red' ich ja; deswegen wird es sein müssen. Und es wird ihr eh' leicht genug gemacht werden, wie es den Anschein hat: jung, ein schönes Wirtschaftel, nimmer viel schuldig . . .“

„Dftmals eines hat wirklich schon so ein Glück, daß man es gar nicht mit dem richtigen Namen nennen kann. Nichts gehabt wie das leidige Leben, und der Simmerl, der Narr . . . tröst' ihn der liebe Gott! . . . verschaut und vergafft sich in sie und . . . und hängt ihr das ganze schöne Sachel an. Da hat eine natürlich leicht husten. Aber eine Ungerechtigkeit wär' es, wenn die ganze schöne Sach' übereinander in ganz fremde Händ' käme. Ein himmelschreiendes Unrecht, sag' ich. Und der Fofel, der arme Narr! Wenn er nachher unter ganz wildfremden Leuten leben muß und . . . einem jeden im Wege herumsteht! Unser Kuperl . . .“

„Nein! Da werden sie sich nach Dutzenden melden und streben nach diesem Brocken.“

„Wird eh' sein. Aber wie ich halt sage.“

„Etwan glücket' es ihm.“

„Angelegen muß er sich's schon sein lassen; da gibt's nichts, kein Wenn und kein Aber . . .“

Der Sesserl kommt unwillkürlich in den Sinn, was dieser vergangenen Kartage in der Kirche verlesen worden: Sie verteilten seine Kleider und über sein Obergewand warfen sie das Los. . . . Eine Weile gärt und brodelst der ledige Aerger in ihrer Brust, und dann arbeitet sich der Trug darüber empor.

Zustament nicht! Weil sie heute schon planen und prophezeien: justament nicht! Sie heiratet weder den noch jenen, und den Kuperl, der eh' so viel Anhang hat, schon gar nicht. Sie heiratet überhaupt nicht und bringt nicht noch ein Wildfremdes auf das Höfel, dem der Fofel auch im Wege herumsteht. Nein! Lieber schreibt sie dem Steffel, ihrem Bruder, er soll zu ihr als Knecht und Wirtschaftler kommen, sobald seine Soldatenzeit um ist, und . . . es wird schon gehen. Haben ihrer dreie die Arbeit bisher geherrscht und bewältigt, so werden dies fürder auch ihrer dreie zuwege bringen. Bis dorthin wird sie sich halt doch mit einem Knechtel behelfen müssen, was immer sie auch für eins aufreibt . . .

Auf des Pingartners Sarg kollern die letzten Erdschöllchen nieder, die Nachbarn und Freunde dem heimgegangenen Nachbarn und Fremde in die Grube nachwerfen, und die Sesserl steht ein paar Schritte abseits und . . . flennt halt in ihrer Not und Hilflosigkeit. Dem Fofel zuckt und reißt es ebenfalls im ganzen Gesichte, aber er fühlt sich gleichzeitig auch als das einzige Männerleut, das jetzt im Hause ist und als selbstverständlicher Nachfolger des Bruders, und . . . Männerleute flennen nicht. Die müssen sich allweg fest und gesetzt zeigen. Ein paar

brennheier Tränen, die sich ihm trotzdem in die Augen drängen, wischt er mit seinen harten Händen weg und wendet sich nachher der Schwägerin zu.

„Nicht flennen, Sessler!“ bittet er beinahe. „Ich da . . . weißt: ich da.“ Und er trommelt mit der Faust wider den wuchtigen Brustkasten wie an eine Eichentruhe. „Ich alle Arbeit tun.“

Und wie ein hilfloses Kind fat er sie am Arme und drängt sie den anderen nach, die sich vom Grabe weg dem Ausgang des Gottesackers und der Kirche zuwenden. Ein schlanker, sauberer Bursch kommt von der anderen Seite herzu und redet und tröstet ebenfalls: des Reuthuslers Ruperl: „Mußt dich nicht zu arg abkrnken, Sessler!“ mahnt er. „Es mußt nichts, und es ändert nichts mehr. Alles was wahr ist. Seine Stund' und Zeit ist um gewesen, und so hat ihn der Herrgott zu sich genommen. Da gibt es nichts. Und wegen deiner . . . Es wird schon gehen, sag' ich dir. Morgen komm' ich, und da bauen wir den Hafer an, und der Josef . . .“

„Ich da,“ bestätigte der.

„Wirst um keine acht Tage zurückbleiben gegen die anderen . . .“

Er will sie am Arme fassen und führen, aber sie tut einen unwilligen und ablehnenden Ruck und preßt nachher den Ellbogen fest an den Leib . . . Er soll sich um sie herumtun wie er will, sein Planen wird ihn zu keinem Ziele führen. Justament nicht.

Nach dem Totenamt gehen sie brauchshalber ein Zeitlein ins Wirtshaus, um sich zum herkommlichen Leichtrunke zusammenzusetzen. Eines tröstet so, das andere anders, aber sie, die Sessler, hat für jedes und für jede Rede nur ein stummes Nicken und sitzt nachher am Tische wie ein Baumstumperl. Sie hat nichts gehabt und nichts auf das schöne Dertel gebracht als das leidige Leben, hat die Reuthäuslerin gesagt, und sie fühlt sich in ihrer Not und in ihrer Zerfahrenheit allmählich eine andere als alle die andern rings um sie her. Der Simmerl, der . . . Narr, hat sie auf eine eigene Bank gebracht, aber sie bleibt frder allein und trutzend darauf hocken. Derweilen erzählt der Josef den Mnnerleuten mit selbstgeflligem Lächeln, wie er nun arbeiten und werken wollte, und was alles in den nächsten Tagen zu geschehen hätte. Was es an Arbeit gibt in seinem Vaterhause, hat er von Jugend auf gelernt wie das Gehen und Reden; nur reicht sein Verstand nicht völlig aus, alles nach Erfordernis einzuteilen und zu verrichten.

„Morgen werden wir Hafer bauen,“ sagt der Ruperl dazwischen; aber der Josef achtet dessen gar nicht. Was hätte denn der zu schaffen und zu arbeiten im Pingarten? Der Ruperl aber sagt schon „wir“, und wähnt, so jagen zu dürfen, doch der Sessler gibt es bei dieser Rede

beinahe einen Riß. Und sie kann und darf nichts dawider reden. Erstens sitzt man beim Leichtrunke, und alle die Leute, die herum sitzen, haben ihrem verstorbenen Mann den letzten Liebesdienst erwiesen, auch der Ruperl, und zweitens muß sie derweilen froh sein, wenn ihr etwer hilft, die dringendsten Arbeiten des Frhjahrsanbaus zu bewältigen.

Als sie dann heimgehen, bleibt sie im Gehänge oben plötzlich vor dem Josef stehen.

„Morgen werden wir Hafer bauen,“ sagt sie mit beinahe klangloser Stimme.

„Ja . . . a,“ bekräftigt der Josef und nicht baumfest. „Wir ihn nicht brauchen, den Lali, den Ruperl. Eh' früher auch nicht kommen.“

„Du wirst eggen, und ich se. Und wenn du schon folgst und fleißig bist, werden wir uns recht schon arbeiten. Zur Kirchweih kriegst nachher ein neues Gewand.“ Es drängt sie schier, dem ungefgen Menschen etwas Gutes zu sagen und ihm irgendeinen Lohn zu versprechen, teils um ihn etwas zu trösten, teils ihn willig zu halten.

„Ich . . .? Wie der Simmerl, gerade so,“ verspricht er, und da er sie dabei anschaut, verspürt er etwas in seinem wuchtigen Brustkasten, das



Plötzlich bleibt sie vor dem Josef stehen.

er noch nie wahrgenommen, das ihm den Herzschlag für ein, zwei Augenblicke hemmt, und von dem er nicht weißt, was es eigentlich ist. Erst nach einer guten Weile dämmert es ihm langsam auf. Die Sessler gehört ja jekund ihm wie der Hof, der Grund und das Vieh. Gefallen hätte sie ihm eigentlich schon, wie sie der Simmerl ins Haus gebracht, aber er hat allweg gewußt, daß sie dem Bruder gehört, und sie

immer behandelt wie ein feines, ungemein leicht zerbrechliches Tabakgläschen etwa, das einem andern zu eigen, und das er kaum rechtschaffen anschauen dürfe. Jetzt aber . . . Nein, er kann sich nicht denken und einbilden, wie er sich jetzt zu ihr stellen sollte.

Eine Weile stapft er sinnend und schweigend hinter ihr drein und tut nur hin und wieder einen halblauten Gröler, und nach und nach fängt er wieder zu reden an und zu planen, was er morgen und fernerhin alles arbeiten und werken wolle . . .

Manche Ansicht findet sie ganz verständig und sinnt daraufhin, ob sich nicht etwa doch mit dem Kunden allein auskommen ließe, bis der Steffel vom Soldatenleben loskommt, und manche wieder ist so eigen, wie sie eben so ein Mensch wie der Josel haben kann. Da wird eben sie zu denken und anzuordnen haben, und wenn er folgt, geht es ja auch wieder. Also wartet sie mit dem Dingen eines Knechtleins noch ab.

Heimgelommen, tut der Josel sofort sein Sonntagsgewand ab, schlüpft ins Werktagsgewand und richtet über die Arbeit. Er spannt die Dechlein in die Egge und streift im Haferfelde noch eben, was lezhin übriggeblieben. Morgen kann nachher gleich gesät und eingeeget werden. Bei der Nachtsuppe setzt er sich breit und behaglich in den altväterischen Armstuhl, in dem sein Vater immer gesessen und nachher der Sinnerl, und der ihn gewissermaßen als der unanstreitbare Platz des Hausherrn dünkt, und am nächsten Morgen ist er schon beim ersten Hahnruf munter und geht an die Stallarbeit. Bis die Sesserl halbwegs zusammengearbeitet hat im Hause, streift er noch etwas vor, und wenn sie dann kommt und zu säen anfängt, eggt er gleich hinter ihr drein.

So sinnt er sich die ganze Arbeit zusammen, und so packt er es auch an, aber mittendrin gibt es einen Strich durch seine Rechnung. Nach einem Weilchen fährt der Ruperl daher, richtet übers Eggen und rät ihm, heimzufahren und derweilen aufs Erdäpfelfeld zu düngen, damit dieses in den nächsten Tagen gleich geackert und ebenfalls angebaut werden könne. Das leuchtet ihm, dem Josel, so halb und halb ein, also fährt er mit seinem Gespann und seinem Wagen heim und richtet übers Düngerfahren. Während die Dechlein verfehnaufen, lädt er auf, und während des Fahrens singt und pfeift er, was ihm gerade einfällt.

Zum Mittagessen will sich der Ruperl in den Armstuhl setzen, aber der Josel schiebt ihn kurzerhand weg und auf die Bank: „Ich da!“

Nach dem Essen geht es an die Stallarbeit, und nachher wieder hinaus in die Felder, aber während des Einspannens wollen die Dechlein ein wenig hochbeinig werden und springen vor dem unterdes ein bißel eingesunkenen Dünger-

wagen hin und wider, ohne den Wagen auch nur zu rühren. Ein Zeitlein peitscht er die arbeitsunwilligen Tiere weidlich durch, dann aber kommt ihm der Mergel und er fängt zu fluchen an. Dann reißt er die Zugwage von der Deichsel, jagt die Viecher vom Wagen und beginnt selber zu ziehen. Ein Ruck! . . . Es geht nicht . . . Noch ein Ruck und ein steinhartes Kreißen, ein Anspannen aller Flechsen und Muskeln, und die ganze Fuhre setzt sich langsam in Bewegung.



Noch ein Ruck, und die ganze Fuhre setzt sich langsam in Bewegung.

Der Sesserl beginnt beim ledigen Zuschauen schier zu gruseln und zu grausen . . . Wenn so ein Jochen einmal ungebärdig würde, das ganze Häufel rennte er über den Haufen.

„Der Jochen hat eine Kraft!“ staunt auch der Ruperl. „Wenn der . . . Ich an deiner Stelle bliebe nicht lange allein im Hause mit ihm.“

„Er tut keinem Hühnlein etwas,“ beruhigt die Sesserl, trotzdem ihr noch alleweil gruselt.

„Na, ich weiß nicht. Wenn der einmal keinen Herrn vor sich sieht . . .“

Er lädt noch einige Säcke Samenhafer auf den Wagen und nötigt nachher die Sesserl, aufzusitzen. Er selber geht schwabend und plaudernd neben dem Wagen dahin. Der Josel aber singt unterdessen neben seiner Fuhre den Feldweg hinaus, freut sich, daß er stärker ist wie die beiden faulen Dechlein mitsammen, und sinnt dazwischen, daß daran die Sesserl wohl oder übel erkennen muß, daß er jeglicher Arbeit gewachsen und daß er allein imstande ist, all das zu bewältigen, wozu sie bislang ihrer zweie gewesen. Das Gewand, das sie ihm zur Kirchweih versprochen, will er sich ehrlich verdienen. Ungedankt jedoch schaut der Josel einmal abseits und sieht, wie die zweie ins Haferfeld ziehen, und ein kohlschwarzer Verdacht steigt in seinem Sinne auf wie dräuendes Wettergewölk über dem Fuchsenriegel her . . . Wie . . . er und sie. Wenn der Kund' etwa —? Möglich wär' es ja, daß sein Verlangen nach dem schönen Dechlein und nach der

Sesserl stünde, aber . . . das gibt es eben nicht. Sein Vater ist ehezeit Herr im Hause gewesen, nachher ist's der Simmel geworden, und jetzt ist er an der Reihe. — Nach Feierabend sagt er's ihm gerade heraus: „Du daheimbleiben!“ rät er ihm kurzweg. „Wir dich nicht brauchen. Ich da! Jetzt alles mein gehören . . . Ich da. Und . . . und . . . weißt: ich sonst raufen. Ich da!“

So unzusammenhängend diese Reden auch sind und so lückenhaft die Begründung ist, der Ruperl kennt und merkt daran doch, wie viel es geschlagen und was er zu verhoffen hätte. Und so einem . . . Narren in die Hände fallen? Kann sein, daß er in seiner Narrheit und mit seiner Bärenstärke zwei, drei erdrückte wie leidige Fliegen. Und trotzdem will er nach dem Pingarten streben, weil das Gütel von Rechts wegen eigentlich der nächsten Verwandtschaft gehört, nachdem diese Sesserl kein gutes Gewand, geschweige denn einen Kreuzer Geldes als Gegenwert ins Haus gebracht. Der Zochen aber wird langsam aus dem Wege müssen.

Da er den eigenen Buben irrt, findet auch die Reuthäuslerin, daß er in seiner Wildheit weniger bemitleidenswert ist, als wie man gemeiniglich annimmt. So eine Narreneinbildung hätte sie ihm doch nie zugetraut, und in seinem Unverstande könnt' er das größte Unglück stiften. Die Pingartnerin wäre nie ihres Lebens sicher und der Bub, der Ruperl, natürlich ebensowenig. Da müßten freilich Mittel und Wege gefunden werden, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Gefunden werden! Sagt man . . . Wer aber schafft so einen Wildling und Bärenkerl aus dem Wege?

„Ins Narrenhaus stecken!“ rät die Rosala, das Dirndl. „Das ist für Narren gebaut.“

Ja, das wär' etwas. Aber . . . wer schafft ihn fort? Und in seiner Wildheit rennt er vielleicht gelegentlich einmal das ganze Narrenhäusel über den Haufen und kommt wieder heim. Nachher ist das Unheil erst fertig.

So sinnt und grübelt man im Reuthäusel um dahin, und zwei Tage nachher geht die Reuthäuslerin zum Bürgermeister und verlangt schlankweg, daß man den Josel ins Narrenhaus brächte. Das Leut, die Pingartnerin, schwebet' in steter Gefahr, so lange er frei herumliefe, und andere Leute wären auch nicht sicher. So gar mit dem Ruperl, seinem Geschwisterkind, hätt' er raufen wollen, zum Danke etwa, weil dieser mit Zug und Zeug zu Hilfe gekommen.

„Hat aber noch nie etwas angefangen,“ gibt der zu bedenken. „Ein armer Narr.“

„Wenn er einmal etwas angefangen hat, ist es zu spät,“ hält sie entgegen.

Das wohl. Unglück soll eines verhüten, ehe es geschehen ist; nachher läßt sich nichts mehr ändern. So geht der Ortsvorsteher denn ge-

legentlich zur Pingartnerin und redet mit ihr darüber.

„Sonst fallet' Euch nichts mehr ein?“ geht die ob des Vorschlages in Aerger. „Wer täte denn nachher alle die Arbeit? Ihr? Etwas anderer? Und wer zahlet' mir einen Knecht?“

„Das ist soweit alles richtig,“ gibt er zu. „Aber . . . wenn nachher etwas vorkommt: unß darfst keine Schuld zuschieben.“

„Käme mir auch gar nicht in den Sinn. Wenn ich einmal kennet', daß nimmer zu werken wäre mit ihm, nachher ist zu dem auch noch Zeit, wenn Ihr den guten Willen habt. Derweilen habe ich keine Klage über ihn; er folgt und arbeitet; ich brauch' ihn wie ein Stückel Brot.“

„Auch recht,“ willigt er ein und geht wieder. Wenn eins genau überlegt, ist es nicht anders, wie sie sagt.

Die Reuthäusler sind völlig enttäuscht. Man muß es also anders anfangen — feiner.

Am nächsten Sonntage versucht es der Ruperl, den ungesügten Kunden ein bißel zu umgarnen, um ihn für sich zu gewinnen. Er bietet ihm ein Paar weißgesteinter Tauben an, ganz umsonst, natürlich, nur daß er auch eine Freude hab', und weil er, der Ruperl, sie entbehren kann. Lediglich zwei Junge soll er ihm gelegentlich einmal davon zurückgeben. Aber der Josel mißtraut dem Kunden aus natürlichem Gefühl heraus, auch wenn er ein Paar gesteinter Tauben verschenken will: „Ich dich schon kennen; du ein Lump bist.“

Also auch wieder nichts. Was also nachher? Denselben Sonntag aber schreibt die Sesserl an den Steffel, der bei den Soldaten ist:

„Lieber Bruder! Ich erkreife die Feder und mus Dir eine traurige Reikeit mitteilen. Vor etling Tagen ist mein Mann gestorben, und jek steh ich allein da und zu der arbeit sint nur ich und der halbnährliche Josel. Wen Du löskomst von Soldatenleben, komme zu mir für einen Knecht und Wirtschaster. Den Lon, was Du wo anderst frigt, zal ich Dir auch. Mit villen griesen Deine Schwester Josefa . . .“

Es hat lange gedauert, bis sich in den Berg-einöden oben das Winterfahl der Wiesen und Raine verloren, bis frisches Grün darüber gewachsen, und bis der Lenz seine Blumenfülle darüber gestreuet. Da ist es auf den sonnigen freien Höhen geworden wie in einem ledigen Paradiesgärtlein, und Vogelsang und Blüten-duft haben sich ein Weglein gesucht selbst in das vergrämteste oder verhärtetste und mit sieben-sachem Dornenzaun umfreitete Herz. Der Wochentage Arbeit und Gemüßn ist bonstatten gegangen wie leichtes Kinderspiel, und der Sonntage stiller Märchenzauber hat jegliches in seinen Bann gezogen . . . Es ist Pfingsten in die Nähe

gerückt und der Jofel ist ein paar Abende hinter-
einander nach der Nachtsuppe fortgeschlichen und
erst nach einer guten Weile wieder heimgekommen.
Er führt etwas im Schilde, und wenn ihn die
Sessler gefragt, wo er noch hingegangen, hat er
ganz vergnüglich und geheimnißvoll gegrinselt
und irgendeine Ausrede herausgegackert.

Die Pfingstsonne aber bringt sein Geheimnis
ans Tageslicht. Am Gradedeck vorne, wo der
Tisch- und Herrgottswinkel der Stube ist, ragt
am Pfingstmorgen ein silberweißer, kerzenschlanker
und über haushoher Birkenstamm, und der frisch-
grüne Wipfel ist mit allerlei Bändern behangen
und wiegt sich behaglich im linden Morgenwinde.

Und nun wartet der Jofel mit schier ange-
haltenem Atem auf der Sessler Ueberraschung, ihre
Freude und ihre Anerkennung, und von der fest-
tägigen Kaffeesuppe will ihm trotz der Seltjam-
keit des Gerichtes und der Süße desselben bei-
nahe nichts durch den Hals. Nach dem Essen
aber kann er sich nimmer zurückhalten. Wie
ein mürrisches und schon beim Anrühren zerbrechen-
des und zerbröselndes Zuckerpüppchen faßt er sie
am Arme und führt sie hinaus auf die Gred.

„Ich dir etwas zeigen.“

Und draußen deutet er unter glückseligem
Grinsen nach der Pfingststange, nach den flat-
ternden Bändern und dem sich leicht wiegenden
Wipfel. „Dir . . . Gelt, schön!“

„Etwa gar du?“ wundert sie sich halb und
halb geschmeichelt.

„Ich da. Dir.“

Ein gutes Zeitlein frent sie sich über die An-
hänglichkeit und Zutunlichkeit des trotz seiner
Bärenkraft und seiner lebenslänglichen Versor-
gung im Pingarten doch im Vergleich zu jedem
anderen bettelarmen Tropfes, aber als er fort
und zur Kirche gegangen ist und sie einiges zum
Kochen des Mittagessens vorrichtet, gerät ihr
Sinnen ganz unvermerkt auf einen anderen Weg.

Wenn der Narr sich etwa . . . eine Torheit
einbildete! Und kein Mensch sonst im ganzen
Hause und in der Nähe! . . . Wenn nachher
etwas vorkommt . . . Aber was tun? Den armen
Keel heimtückisch überfallen und ohne Grund
und Ursache ins Narrenhaus schleppen lassen?
Kein Mensch würde sie verdenken, und das ärgste
Lästermal würde nicht sagen können, daß jetzt,
nachdem der Simmerl gestorben, sie auch mit
dem Narren ausräumte, um die unumschränkte
Herrin des schönen Güttchens zu sein. Der Bür-
germeister hat ihr ja selber dazu geraten. Frei-
lich: den Leuten könnt' eines nie die Mäuler
verbinden, und das Widersinnigste wird oftmals
zusammengeredet. Uebrigens braucht sie den
Menschen auch zur Arbeit so notwendig wie nur
etwas und . . . er wird ja doch der Narr nicht
noch größer werden wollen. Wenn aber . . . ?

Wie ein greller Himmelslichter durch die
rabenschwarze Wetternacht leuchtet ihr da nach

langem Hin- und Hersinnen etwas wie ein
weisender Gedanke durch den Kopf; den Pin-
garten mitsamt seiner lebenslänglichen Last, dem
Jofel, verkaufen und fortziehen. Soll sich dann
etwer anderer mit ihm sorgen und abstimmen.
Sie ist nachher über allem dem draußen, und
kann sich ihr ferneres Leben einrichten, wie es
ihr gerade taugt.

Glückstrahlend ob seines gelungenen Werks
setzt sich am Nachmittag der Jofel unter den
blühenden Kirschbaum hinaus, in dessen Blüten-
schnee es nur so schwirrt und surrt wie in einem
Zinnenstocke, und sinnt schon von dem Pfingstel-
ritte, der morgen bei dem Wirtspolden statt-
finden soll. Wenn man im Pingarten auch ein
Kofz hätte, ritte er ebenfalls, aber weil da solches
noch nie der Brauch gewesen, schaut er nur zu.
Schade, daß die Sessler nicht fort kann vom
Hause! Er hätte nachher etwa sogar getanzt
mit ihr, wie es andere Männerleut machen.

Gegen halben Nachmittag herum schlendert der
Häferhütten-Peterl daher, hat einen langen, oben
gegabelten Stecken in der Hand, wie ihn die Vieh-
händler gemeiniglich tragen, und pfeift ein Stückel
um das andere. Dann tut er an den Jofel die
Frage: „Die Bäuerin daheim?“

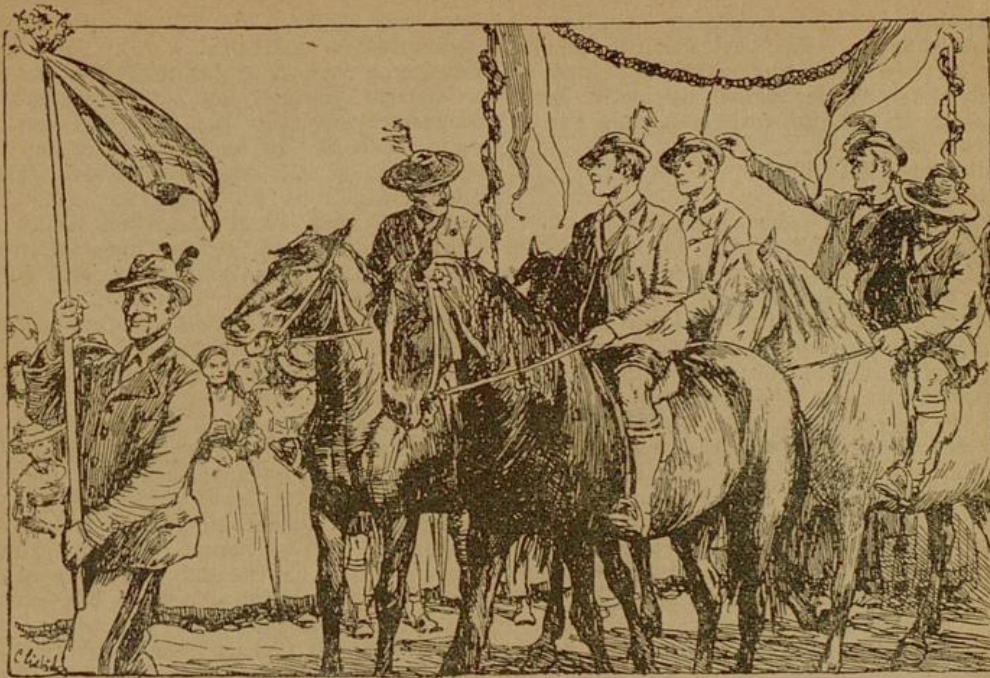
„Eh' wohl; aber . . . gar nichts, sag' ich.
Ich da, weißt . . . ich da. Gar nichts.“

Der Peterl aber geht trotzdem dem Höfel zu
und will bei der Sessler selber nachfragen. Ihm
wäre es am Pfingstsonntag nicht um einen Vieh-
handel zu tun, sondern ums . . . Stiften einer
Herberge, wie am Steffelstake. Ihm läge der
Pingarten im Sinne, und so ein Handel könnte
nur mit der Pingartnerin angebahnt und ein-
geleitet werden. Deshalb gibt er nichts auf des
Jofels glatte Abjage.

Der aber schaut dem Kunden eine Weile gleich-
mütig nach; aber als der Kund' nicht gleich
wieder zur Haustüre herauskommen will, wie
einer, der eine kurze Abjage bekommen, steigt
ihm ein kleiner Nerger auf. Und er erhebt sich
und schlendert ins Haus.

Der Peterl sitzt baumfest am Tische, hilft der
Sessler jammern und klagen über die Not, die
sie heimgesucht, und rät dazwischen so und so,
und wie es eins in diesem Falle eben anstellen
müßte. Der Jofel setzt sich in seinen Armstuhl
und hört gemächlich zu. Von einem Handel ist
also keine Rede mehr, und das andere ist lauter
leeres Gefage. Ein Zeitlein nachher verzieht
sich die Sessler und kommt nimmer in die Stube.
Daran merkt der Peterl, daß der Gang heute
umsonst gewesen, und er rüstet ebenfalls zum
Aufbruch. Auf einen Hieb fällt kein Baum, und
einem Dertel wie dem Pingarten muß einer
schon mehr Gänge opfern.

Als er über den Ager hinaus schlendert, kommt
die Sessler auch wieder zum Vorschein. Ein
spöttischer Zug spielt um ihren Mund, der ledige



Voraus schreitet der Schneidmichel und trägt ein fähnchenartig aufgepanntes, seidenes Knüpfstüchel.

Trutz lugt aus ihren rehbraunen Augen, und öfter denn einmal tut sie mit der geballten Faust einen Schneller . . . Zustament nicht! Es wird schon gehen, und es muß gehen, und justament verkauft sie auch nicht. Hätten andere einen Gefallen an dem schönen Gütlein, kam sie auch einen haben.

„Wir nichts handeln,“ rät ihr der Fozel zu aller späteren Darnachachtung. „Allemaal angeschmiert worden. Simmerl auch mit den Dechjeln.“

„Kunnt' mir einfallen,“ beruhigt sie. „Aber der hätte ja einen ganz anderen Handel im Plane. Das Höfel mücht' er wohl und . . . wahr-scheinlich uns zwei als Zugab', wie der Feigen-zäls auch allemaal zwei oder dreie als Zugabe in den Kauf wirft.“

„Der . . . Lump!“ entrüstet sich der Fozel nun und ballt die Faust hinter ihm drein. „Der mir nimmer kommen, sonst . . .“

„Aber schön brav müßt sein und schön folgen,“ bedingt sie wieder, um den ungesügten Kunden allmählich fest ins Leitseil zu kriegen. „Wenn sel nicht wäre, oder wenn du gar einmal zu-wider werden wolltest, nachher . . . müßt' ich halt doch . . .“

„Nicht, Sefferl!“ stößt er in hellem Schrecken heraus. „Du sehen wirst . . . ich . . . ich . . . brav und folgen. Ich da, weißt: ich da. Und arbeiten wie ein Bär.“

Jetzt weiß sie für gewiß, an welchem Schmie-chen sie fürder ziehen muß, um ihn im richtigen

Gang und Geleise zu halten, und ihre Sorgen und Befürchtungen beginnen sich zu verflüchten.

Es ist Pfingstmontag und beim Wirtspolden rüstet man zum Pfingstelritt. Die Reiter flechten ihren Köpfen zierliche Zöpflein in die Mähnen und binden bunte Maschen in diese und in den langwallenden Schweif. Sachkundige Blicke aber mustern Reiter und Rosse von oben bis unten, und viele mutmaßen schon, wer heuer beim Ritte das Erste kriegen dürste, und welcher Gaul oder Reiter nicht zu solchem Geschäft taugte.

Den Fozel geht öfter so etwas wie schwacher Reid an, daß er nicht auch so schmuck beisammen ist wie die Pfingstelreiter und nicht auch auf so einem aufgezapften und gepuhten Gaul sitzen und umhertrabbeln kann, aber er tröstet sich allemal gleich wieder, daß er ja eigentlich jetzt unter die Männer gehört und diese ernst und gesetzt beisammenstehen, lediglich zuschauen und dabei gewichtig reden. Nach einigem Schauen und Gaffen stellt er sich nachher zu einer Gruppe älterer Leute und hört deren Reden zu, bis die Spielleute einen prickelnden Marsch anstimmen und der Zug sich in Bewegung setzt.

Voraus schreitet der Schneidmichel, der Spazmacher der Umgegend, und trägt ein fähnchenartig aufgepanntes, seidenes Knüpfstüchel, das nebst einem kleinen Geldpreise demjenigen zufallen soll, der als erster über das äußere Ziel reitet; ihm folgen die Reiter, und diesen die

Spielleute, und hinterdrein zieht jung und alt, um zuzuschauen. Auf dem Feldrain draußen hält der Bircksteiner dem roten Jockel noch die Hand hin. „Magst wetten, daß mein Ferkel das Erste kriegt? Ich kenn' mich schon aus.“

„Gilt schon.“

„Um zwei Maß Bier?“

„Gilt schon.“

Koff' und Reiter stellen sich am inneren, durch Strohgezettel gemärkten Ziele an, und nachdem der Schneidermichel am äußeren Ziele draußen einen Pistolenschuß in die Luft gefeuert, geht es los. Einige der Koffe, die schon öfter den Pfingsteltritt mitgemacht, greifen flottweg aus und streben schnurgerade dem Ziele zu, einige andere tänzeln und hüpfen erst eine Weile herum, ehe sie sich zu gestrecktem Laufe entschließen, und des Stegmüllers Rappel scheut und rennt der Quere nach über Brachfeld und Raine. Aber auch des Bircksteiners Ferkel kommt nicht als erster ans Ziel, des Dedkrumpen Fuchsel, das keiner so recht in Rechnung gezogen, überholt des Bircksteiners Falben um gutding zwei Längen und fliegt wie geradeweg ein Pfeil als erstes über das äußere Ziel.

„Malefizspiel übereinander!“ ärgert sich der Bircksteiner. „So ein . . . eine . . .! Jetzt: wie tun wir mit unserm Gewette?“

„Verspielt hast halt!“ grinset der Jockel verquüglich . . . dein Ferkel hat nicht das Erste.“

„Teufel, ja.“

„Zwei Maß Bier! Komm' ich zu einer wohlfeilen Zech.“

Mit dem Fähnlein in der Hand reitet der Dedkrumpenbub wie ein großmächtiger Sieger daher und die Spielleut' stimmen den Pfingtelmarisch an. Alles rüftet zum Rückzug ins Wirtshaus, wo es den Pfingstelanz gibt.

Unterdesen überwerfen sich der Reuthäuslerin Kupperl und der Schuhgießerbub aus der Nachbargemeine einer Kleinigkeit wegen und fangen zu streiten und zu schreien an.

„Schämt euch, Wildfänge!“ mahnt der Windhager ab. „Bleibt daheim, wenn ihr euch nicht manierlich benehmen könnt und noch nicht unter die Leute taugt!“

Die zwei Kunden tun wirklich, als ob sie sich schämen würden, werfen einander noch ein paar drohende Blicke zu und schließen sich ihren Kameraden an. Im verborgenen aber wühlt bei jeglichem der Mergler weiter, und einer wie der andere sumt, wie er dem Widersacher mit ein paar Puffen an den Leib könnte.

Vor dem Wirtshaus sitzen die Pfingstelreiter ab, ein paar halbschüßiger Buben übernehmen die Koffe zum Heimführen, und nachher geht es auf den Tanzboden. Die älteren und gesetzteren Leute aber setzen sich in der Schankstube herunters zusammen, um unter ernststen Reden von Arbeit und Wandel und ab und zu ein bißel

Spaß und Neckerei als Würze darunter den Nachmittag zu verbringen. . . Der Jofel denkt nicht daran, daß er eigentlich Trauer hat um den Bruder, er fühlt sich als der nunmehrige Pingartner und zählt sich unter die gesetzten Leute. Deshalb setzt er sich auch zu ihnen in die Wirtsstube, hört den Reden zu oder schwagt selber hie und da ein wenig mit. Auf dem Tanzboden oben jedoch blasen und fiedeln die Spielleute, lacht und singt das junge Gebursche, und die Stubendiele ächzt unter dem gleichmäßigen Gestrampfe der Tanzenden.

„Man kann's schier nimmer glauben, daß man selber auch einmal so pudelnärrisch gewesen ist,“ sinnt der Sollerhannes. „Wo einer eine Geigen in die Hand genommen hat, ist man schon gehupft und gesprungen, und wo einer . . .“

„Eine alte Geschichte,“ nickt der Wegmacher. „Die Welt und die ganze Menschheit sind wie . . . Wie sag' ich dem gerade? Auf jedes Dachel scheint einmal die Sonne, und wo sie hinscheinet, wird es warm. Da gibt's einmal nichts. Gzeit hat sie auf unser Dachel gescheinet, und jetzt sind andere in der Sonnen. Da gibt's einmal nichts.“

So redet und schwagt man dahin, bis auf dem Tanzboden oben plötzlich Spiel und Lachen verstummen und schrilles Schreien durch die Stubendiele dringt. Ein kleines Zeitlein nachher trampelt und hastet es draußen über die knarrende Holzstiege herunter, und gleich darauf heißt es: Kaufen tun sie!

Der Wirtspolb reißt den Ochsenziemer vom Nagel und stürmt auf den Tanzboden, aber schon nach kurzer Weile kommt er wieder daher und schäumt gerade nur vor überwallendem Zorn: „Wie die Wilden . . . wie völlig die Wilden.“ „Es mußt kein Reden und kein Daredreschen. Schaut ihr, daß ihr sie zu gerechtem bringet!“

Schaut ihr! Das ist gleich gesagt; aber wer will sich auch mit . . . Wilden herumbalgen? Keiner rührt und regt sich von seinem Sitze; aber jeglicher schimpft und zetert über so grausliche Zochen, die keine Manier und keinen Anstand kennen, und die mit ihren Händeln nur die Freude und Ausbeiterung der anderen stören.

Wer denn? . . . Die zwei Wildlinge halt, der Reuthäuslerbub und der Schuhgießerbub und noch ein paar andere, die sich darein gemischt und gemenget.

„Jofel!“ rät der Sollerhannes. „Du wärest stark und . . . und . . .“

Am dem Kunden verlöre die Welt am wenigsten, wenn ihm etwas zustieße.

„Geh zu, Narr!“ drängt der Wirt. „Da hast den Ochsenziemer, und wenn du sie auseinanderbringst, kannst trinken, was du magst.“

Ein, zwei Augenblicke besinnt sich der Jofel noch, ob er soll oder nicht, dann aber hebt er sich langsam und spuckt in die Hände.

Schon ist er auf dem Tanzboden und wirft ein paar flüchtige Blicke auf die Käufer, ohne sich aber recht auszukennen, wer eigentlich zu der oder zu jener Streitgruppe gehört, und unter der Spielbrücke sieht er ein paar dorthin geflüchteter Spielleute hervorlugen . . . Wen soll er da zuerst angehen? . . . Ach was! Lumpen sind sie alle, die da raufen, Wildlinge, haben sie unten gesagt, und er soll sie aneinanderbringen.

Also fährt er aufs Geratewohl dazwischen . . . Dem ersten, den er trifft, gibt er einen Stoß,

Einödbären der Form halber einzuvernehmen. Wie alles hergegangen, haben ihm der Wirtspold und einige andere schon erzählt, und daß ein närrischer Mensch närrisch zugreift, ist männiglich bekannt. Als der Fofel den Gendarmen anrücken sieht, will er sich flüchtig geben, aber die Sesserl hält ihn davon ab.

„Sagst ihm, wie es gewesen ist, und damit ist's am Ende,“ rät sie, und er folgt ihr wie ein kleines Kind.

Aufrichtig und wahrheitsgetreu erzählt er den



Also fährt der Fofel aufs Geratewohl dazwischen

daß er wider die Wand prallt und wieder zurück wie ein Spielball, den zweiten schlägt er mit geballter Faust nieder, zwei andere wirft er durch die offene Türe hinaus, daß sie nur so über die Holzstiege herabkollern, und in kurzer Weile hat er auf diese Weise aufgeräumt.

Als der Tanzboden um ihn her leer ist, nicht er wohlgefällig einige Male vor sich hin und tritt wieder in die Wirtsstube hinunter. „Ich da,“ schnunzelt er zufrieden und setzt sich auf seinen alten Platz. „Hinausgeworfen . . .“

Bald nachher aber heißt es, daß dem Keutzhäuslerbuben ein Arm abgeschlagen ist, daß der Kasperlknecht halbtot im Vorhaus liegt, und daß oben in einem Tanzbodenwinkel ein anderer mit dem letzten Schnauser ringet. . . .

Zwei Tage nachher aber kommt auch schon ein Gendarm in den Pingarten, um den . . .

ganzen Hergang, und damit gibt sich der Gendarm zufrieden und zieht wieder ab. Trotzdem jedoch wird der Fofel wegen schwerer Körperverletzung und Gott weiß was noch allem angeklagt und vor Gericht geladen.

Die Sesserl aber wähnt allmählich eine Dornstaude um sich und in ihr wachsen zu spüren. Von überallher sticht und kratzt es sie. Eingesperrt wird der Lapp jedenfalls eine Weile werden, wie es herschaut, und was fängt sie nun an? Das Heuet rückt an, später kommt die Ernte, und . . . ihren einzigen Arbeiter und Helfer werden sie ins Loch stecken . . . Ein Narr eben! Aber die andern hätten in diesem Falle so viel Verstand haben sollen, keinen Narren in die Brüche zu tauchen.

Als der Tag der Gerichtsverhandlung anbricht und der . . . Narr sich schier voller Freuden zum Gange ins Städtlein und zu Gerichte rüstet, setzt sie sich auf die Ofenbank und flennt vor Trüb-

jal. Das greift dem Jofel ins Herz. Begütigend streicht er ihr über die Hände und tröstet: „Du nicht flennen, Sessel; ich aufgehängt werden.“

„Biel wird eh' nicht fehlen,“ preßt sie steinhart heraus. „Wenn es nicht so viel Arbeit gäbe, und wenn ein bißel etwer im Hause wäre, müßt' ich mitgehen. Mit dir tun sie ja gerade, was sie wollen.“

„O! Ich da!“ verwahrt er sich und geht wohlgenut von dannen und dem Städtlein zu. Die Woiht hinunter wird ihm wohl, als müßt' er nochmals umkehren und der Sessel das Flennen abermals widerrufen, aber er weiß, daß er zurzeit im Städtlein unten sein muß und beim Gericht, und so stapft er denn weiter. Die Weichheit jedoch ob der Sessel Flennen will durchaus nicht aus seinem Herzen.

Unterdessen haben sie beim Bärenmetzger einen schon wegen seiner Ungebärdigkeit verkauften Stier auf die Schlachtbrücken geführt; aber der hat Lunte gerochen, sich losgerissen und freigemacht und tollt nun als wahrhaft wildes Vieh im Städtlein herum, jedweden bedräuend, der sich vor ihm zeigt. Je härter ihm die Metzgerburschen nachsehen, desto wilder wird er. Schreiend und kirrend flüchtet alles von den Gassen und Straßen in die Häuser, und das Gerücht geht, daß er schon einige Schulkinder zertreten hätte. Auf einmal hat der Stier nur noch eins im Auge: den Jofel, der mit einem wuchtigen Prügel ihm entgegenkommt.

Jedem, der es sieht, stockt für ein paar Augenblicke der Herzschlag, und aus Türen und Fenstern winkt und schreit man dem Menschen zu, sich flüchtig zu geben. Aber der Jofel nimmt dies als Aufmunterung.

Hartnahe vor dem Gerichtshause treffen beide zusammen . . . Jetzt . . . gibt es ein Unglück!

„Daher!“ schreit der Wirtspold aus der Türe des Gerichtshauses, aber der Jofel hört es kaum. Etwas ungelent springt er zur Seiten, und gleich darauf sunset ein wuchtiger Schlag wider den Kopf des wildgewordenen Tiers. Ein, zwei Augenblicke steht und schaut dieses beinahe verstört um sich, schüttelt den Kopf und pflurrt wie ein Roß, aber derweil wirft der Jofel schon den Prügel weg und faßt es kurzweg bei den Hörnern. Ein Ruck, und die Schnauze des Tiers steht wagrecht zur Seite. Es kann seine wilde Kraft nimmer voll gebrauchen. Noch ein Ruck, ein hartes Kreischen aus dem Munde des Jofels, und mit gebrochenem Genick sinkt es in die Knie. Dem Jofel aber bleibt eines der Hörner in der Hand.

Verlegen starrt er das Ochsenhorn an, und beinahe entschuldigend und beschönigend knirrt er wider die Leute, die nun aus der Türe des Gerichtshauses kommen.

„Du bist dein Geld wert,“ staunt der Sollerhannes. „So ein . . . ein . . .“

„Ich nichts dafür können . . . aber nicht rühren mehr.“

Das Vieh rührt sich tatsächlich kaum mehr, sondern grölt nur mehr in seiner Wildheit und in seinem Schmerze wie eben . . . ein wildes Vieh.

Drinne, im Verhandlungszimmer des Gerichtshauses, schaut der Gerichtsadjunkt den Waldbären schier wie ein leibhaftiges Weltwunder an. Die Fragen nach Alter, Zuständigkeit und so weiter müssen die Zeugen für den Jofel beantworten, weil er sie nicht versteht und nichts zu sagen weiß darauf, und auch von der Verlesung der Anklageschrift versteht er nichts.

Nun: wie alles gewesen und gekommen sei bei dem Gerause? . . . Das weiß er noch, und das erzählt er auch in seiner Weise, wie er es dem Gendarmen erzählt. Man hat ihm gesagt, er solle die Wildlinge zu rechtem bringen und könne dann trinken, so viel er möge, und so habe er sie halt ein wenig auseinandergehoben und gedämpft.

Was bei so einem Menschen ein wenig heißen mag, kann sich der Gerichtsadjunkt nach dem vorhin Gesehenen so beiläufig vorstellen, und er tadelt die Leute, die ihm den Rat gegeben.

„Ja, was hätten wir sonst tun sollen?“ erinnert der Wirtspold. „Ich habe nichts gerichtet, und . . . Ja, was wäre denn der Stier von vorhin! Wie die wildesten Viecher sind sie gewesen, einer wie der andere.“

Die Reuthäuslerin will ein Gezeter anfangen und verlangen, daß so ein gemeingefährlicher Mensch zumindest ins Narrenhaus käme, aber der Gerichtsherr läßt sie durch den Amtsdienner gleich vor die Türe setzen. Gemeingefährlich könnte man in diesem Falle schon etwen anderen nennen . . . Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang, und zum Schlusse verkündet der Gerichtsadjunkt in Anbetracht aller Umstände und mit Rücksicht auf die Beschränktheit und die Bärenstärke des Angeklagten dessen Freispruch und deutet an, daß die Sache wider die Käufer beim Kreisgerichte anhängig gemacht werden würde.

Die Geschichte ist aus und zu Ende, und der Wirtspold drängt den Jofel zur Türe und zum Gehen. Aber unter dieser kehrt sich der nochmals um.

„Jetzt und . . . wann ich aufgehängt werden?“

„Sie werden gar nicht aufgehängt, nicht einmal eingesperrt,“ belehrt der Richter.

„Sei froh,“ bedeutet der Wegmacher und schiebt ihn weiter.

„Ja . . . aber z'wegen was ich hermüssen und . . . so viel Arbeit daheim? . . .“

Es herbstet . . . Der Birken Laub schlägt immer mehr ins Gelbliche über; aus den Bergwäldern hernieder leuchten die Buchen wie eitel Feuerbrände, und über die sich allmählich leeren-

den Fluren ziehen schon vereinzelt Spinnweben wie zarte Schleier. Wer noch Bergstreu droben in den Gehängen hat, schaut, daß er sie noch bei gutem Wetter herunterbringt . . . Es ist Mathuis und nur mehr ein Ragensprung bis zu Micheli, und um solche Zeit rückt gemeiniglich böses Wetter ins Land und auf die Berghöhen.

Im Pingarten sind sie mit all ihrer Arbeit nicht früher fertig geworden wie alle die Nachbarn ringsumher, aber auch nicht später, und die Sessler denkt nimmer daran, das Gütel verkaufen und in die Fremde ziehen zu wollen. Es werkt und arbeitet sich recht schön, trotzdem sie nur ihrer zweie sind zu all der vielen Arbeit, und der ungeschlachte, knorrige Mensch läßt sich von ihr lenken und leiten wie ein williges Kind, wenn sie ihn in

der richtigen Weise packt und behandelt. Zwei

Fuhren Hafer noch sind von dem etwas absonnigen Hängfelde hereinzubringen, nachher ist alles unter Dach und Fach, und wenn es schlimmes Wetter anfangen will, soll es ihretwegen.

Nach halbem Nachmittag ächzt und knarrt die letzte Fuhre den Feldweg hinein gegen den Stadel. Vor dem Abladen der Fuhre aber setzen sie sich zuerst zum Abendbrot zusammen und freuen sich, daß die Arbeit soweit gediehen. Da stolpert einer über die Gred herein und in die Stube, hat hübsch ein Räuschlein im Kopfe und den Militärkoffer in der Hand: der Steffel.

„Auskommen!“ lacht er in die Stube und wirft den verhassten Koffer unter die Ofenbank.

Die Sessler erschrickt beinahe. Sie hat seinerzeit dem Bruder wohl geschrieben, er solle zu ihr als Knecht kommen, sobald er vom Soldatenleben los und ledig ist; aber jetzt reut sie dies schier. Sie brauchte ihn eigentlich nicht, nachdem sie ihrer zweie die Arbeit so schön bezwingen können.

„Also: grüß dich Gott, Schwester!“

„Grüß dich Gott auch!“ bewillkommt sie und rückt ihm gleich einen Stuhl an den Tisch. „ß gleich mit!“

„Nicht groß, der Hunger,“ lehnt der Steffel ab und wirft auch die blaue Soldatenmütze auf

die Bank. „Eine Weile beim Wirt unten geessen . . . Ja . . . Und wie geht's dir denn jetzt, Sessler?“

Der Josel betrachtet den Kunden eine Weile mißtrauisch von der Seite und hört nachher zu essen auf. Schwester sagt er wohl zur Sessler, aber so viel er weiß, ist dieser . . . Kerl noch nie bei ihnen gewesen.

„Mein Bruder,“ erklärt die Sessler. „Weißt, der ist jetzt drei Jahre bei den Soldaten gewesen und kommt jetzt als Knecht zu uns.“

„Nm,“ nickt der Josel, schüttelt aber gleich nachher den Kopf. „Wir keinen Knecht brauchen. Ich da!“

„Es geht doch alles leichter, und auf ein jedes kommt nachher weniger Arbeit.“

„Ich da. Wir keinen Knecht brauchen,“ erklärt er nochmals.

Nun hört auch die Sessler zu essen auf. Die Geschichte will sich schon von allem Anfange an hübsch spitzig anlassen. Wenn der Josel sagt, daß man keinen Knecht braucht, so wird er in seiner, allen beschränkten Leuten eigenen Dickhädeligkeit dabei beharren und den Bruder allweg als zu mindest überflüssig betrachten, wenn er sich ihm



Der Josel betrachtet den Kunden eine Weile mißtrauisch.

nicht etwa gar feindselig entgegenstellt. Und es ist im Grunde genommen auch so: sie brauchen wirklich keinen Knecht. Der Steffel wird sich also in der nächsten Zeit schon um einen anderen Dienstplatz umschauen müssen.

„Gehen wir's also wieder an!“ mahnt sie und steht vom Tisch auf. „Du hilfst eh' gleich mit, Steffel. Eine Fuhre Hafer ist noch abzuladen.“

„Mein!“ lehnt der Steffel auf Umwegen ab. „Ich weiß heute nicht . . . die lange Fahrt . . . nichts geschlafen, und . . . ein bißel austrasten möcht' man doch.“

„Wir niemanden brauchen,“ erklärt der Josel und geht voraus in den Stadel.

„Der Depp muß aus dem Hause, wenn ich da bleiben soll,“ fordert der Steffel schon, als Josels schwere, schlürfende Tritte im Vorhause verhallt.

„Der . . . Josel?“

„Was weiß ich, wie er heißt; aber den verjagt mir!“

„Unmöglich,“ bedeutet die Sessler. „Der ist des verstorbenen Sinnerls Bruder und zum Hause geschrieben. Er gehört auf Lebenszeit zum Ringarten wie Feld und Wiese. Und wenn das nicht wäre: bis jetzt hat er für zwei gearbeitet, und was hätt' ich angefangen, wenn ich ihn nicht gehabt hätte?“

„Ist's, wie es ist: gesagt habe ich dir's.“
„Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Ehezeit bist alleweil so handsam gewesen . . .“

„Ein Lapp,“ gesteht er selber. „Das hat's nimmer not. Andere Zeit, andere Leut'. Verstehst mich, Sessler?“

Sie aber schüttelt den Kopf zu solcher Rede; sie versteht ihn nicht. Was nützt es ihm, wenn er bei den Soldaten vielleicht dies und jenes gekolten? Jetzt ist er doch wieder ein Knecht wie jeder andere, ob er nun bei ihr bleibt, oder etwo anders in Dienst tritt. Und den Josel kann und will sie nicht verjagen. Wie sie gesagt hat: erstens gehört er zum Hause wie Feld und Wiese, und zweitens wär' es der größte Undank, nachdem er sich alle die Zeit her so geschunden und gemüht, ihr fortzuhelfen. Sie schüttelt selbst im Stadel drüben noch den Kopf.

„Wir keinen Knecht brauchen,“ erinnert dorten der Josel wiederum. „Ich da.“

„Er wird eh' nur bleiben, bis er einen Dienst gefunden hat,“ beruhigt sie aufs Geratewohl. „Auch ein armer Kerl; keine Eltern und keine Heimat.“ „Wo ginge er auch derweilen hin?“

Das beruhigt den Josel auch und mildert seinen Widerwillen gegen den Eindringling. Wenn einer keine Eltern und keine Heimat hat, und nicht weiß, wo er hingehen soll, ist er wahrhaftig armfelig genug daran. Nach Feierabend will er sich als Tröstung sogar in einen Schwaz einlassen mit ihm, aber der Zochen tut nur ein paar unwirscher Drummer und kehrt sich ab. Also setzt sich der Josel ein Zeitlein mit seiner Feierabendpfeife aufs Gredbänkchen hinaus und sinnt in seiner Weise hin und wider, freut sich, daß der Haser im Stadel ist und rechnet, wann man mit dem Erdäpfelgraben fertig sein könnte, wie viel Fuhrn Rüben wohl heuer zum Heimführen würden, wann der Flachs gebrechelt werden könnte, und wie er nachher den Webstuhl in der Stube aufstellen solle, damit alles taugte und im Winkel wäre.

In der Stube drinnen aber sitzen der Steffel und die Sessler am Tische und um das Licht herum und schwazen von Vergangenheit und Zukunft. Es hat eine Zeit gegeben, wo es ihnen jedem schlechter ergangen wie heute. Den Vater hat im Walde draußen ein fallender Baum erschlagen, und die Mutter ist ihnen bald nachher ebenfall's weggestorben. Wie eins unter fremden Leuten aufwächst, weiß man schon, und wenn man sich in kindlichem Unverstand auch noch nicht recht fügen will in die so geänderten Ver-

hältnisse, wird es nicht besser . . . Die Sessler dankt aufrichtigen Herzens dem Sinnerl, daß er sie . . . in seiner Nartheit, wie die Knecht-häuslerin gesagt, auf eine eigene Bank und in ein ander Leben gebracht. Nur zu früh gestorben ist er — viel zu frühe.

„Das kann dir wurscht sein,“ urteilt der Steffel in aller Ruhe. „Die Sache hat er nicht mitnehmen können in die Ewigkeit, wie die Leute sagen; so ist sie dir verblieben. Und du hast nun erst das längere Trumm in der Hand. Eine neue Heirat . . .“

„Behüt' mich!“ verwahrt sie sich hastig.
„Was willst du sonst? Meinst, ich kann ewig bei dir bleiben? Uebrigens: weißt du was? Schaden tät' es mir auch nicht, wenn ich zu etwas käme . . .“

„Ich vergunnet dir's wahrhaftig von Herzen.“
„Ich mir selber auch. Aber ein Gelump' ist es, wo du hinschaust. Mit was kauf' ich mir etwas? Keinen Kreuzer um und um. Und diesen Bauernsimpeln den Narren weiter machen und ihnen um die paar Groschen Lohn das ganze Jahr wegarbeiten . . .? Fällt mir gar nimmer ein, wo ich als Unteroffizier . . .“

„Hörst: jetzt muß ich schon dumm fragen,“ fällt sie ihm in die Rede. „Was . . . was ist denn das nachher, und z'wegen was . . .?“

„Z'wegen was ich nicht dabei blieben bin beim Militär, . . . willst sagen?“

„Eh'.“
„Baumfest im Sinn gehabt, aber . . . dein Brief, verstehst, und . . . gerade ums Hand-zumachen. Ein anderer vorgekommen. Und jetzt hänge ich halt da zwischen Himmel und Erd'. Wie gesagt: dein Brief . . .“

Ein paar Augenblicke ist es in der Stube so stille wie im Vorhause der Ewigkeit. Die Sessler könnte sich in die Haare fahren, daß sie in ihrer Voreiligkeit den Brief geschrieben, der den Bruder aus dem vorgenommenen Weg gedrängt und zu ihr heimgeführt, wo er jetzt tatsächlich so viel wie überflüssig ist, und der Steffel langt nach seinem Pfeiflein und verwendet keinen Blick von der Schwester.

„Wäre aber all beiden recht leicht geholfen,“ fängt er nach einer Weile wieder zu reden an und beginnt die Pfeife zu stopfen. „Recht leicht.“

„Wie denn nachher?“
„Recht leicht,“ wiederholt er nochmals. „Und ich käm' auch zu etwas. Du verkaufst mir dein Sachel um einen annehmbaren Preis, und dannimmst das Geld und heiratest auf ein größeres Geschäftel.“

„Wenn . . .! Wenn das dein Ernst wäre, so reden wir halt ernsthaft darüber,“ geht sie auf den Schwaz ein, aber das Lächeln schwindet aus ihrem Gesicht. „Erstens bin ich nicht so dumm, daß ich auf so eine Weise verkaufet' und auch wieder in die Not und das Elend hinaushänge',“

und nachher gebe ich mein Heimatel überhaupt nicht her, um's Geld auch nicht."

"Wer sagt denn von Not und Elend?" wendet er etwas gereizt ein. Er hat sich den Plan schon durch etliche Wochen so eben geglättet, daß ihm dieser Einwand schier wie eine Beleidigung vorkommt.

"Mit was zahlst mich denn? Hast ja gerade vorhin selber gesagt, daß du keinen Kreuzer um und um hättest."

"Mit was zahlen denn andere ihre Schulden? Fürsten und Grafen und verschuldete Bauern transchieren (rangieren) sich mit einer reichen Heirat, und ich habe dieselbe Spekulation. Verstehst mich jetzt? . . . Und so machen wir es, Seffler. Nachher ist uns all beiden geholfen."

"Nein, so machen wir es nicht," lehnt sie nun kurzweg ab. "Ich vergönne dir's von Herzen, wenn du eine gute Heirat machen kannst, aber den Pingarten verkauf' ich nicht, und auf so eine Weise schon gar nicht."

"Zwegen was hast mich denn nachher hergelockt?"

"Wegen so einem Unsinn nicht, und das werde ich dir auch nicht geschrieben haben."

"Ich wäre sonst beim Militär geblieben, wo ich die schönsten Aussichten gehabt . . ."

"Da hättest dir eben selber raten sollen. Ich hab' das nicht gewußt, und ich hätt' es auch nicht verlangt, daß du meinestwegen . . . Ich habe nur gemeint, dir wird es gleich sein können, wo du als Knecht arbeitest, bei mir oder bei etwem anderen."

"Nachher . . . tust, wie du willst," trutzt er und steht auf. "Dingst dir, wen du willst, und ich . . . Ein Plätzel wirst wohl haben, wo ich heute liegen und schlafen kann."

"Platz genug im Hause." Und sie nimmt das Licht vom Tische und leuchtet ihm in die Kammer und zu einer leerstehenden Bettstatt.

"Gute Nacht!"

Das beste wär' es, wenn er gleich morgen wieder sein Kofferchen nähme und ein Dertel weiter ginge. Er ist der Steffel nimmer, der er ehezeit gewesen, der gutmütige handsame Junge; die drei Jahre haben ihn vom Grunde weg verändert. Und aus seinem Planen wird nichts! Nein, er soll nur wieder gehen! Sie braucht keinen Knecht, nachdem es so auch geht, ihn nicht und einen anderen noch weniger.

Der Steffel jedoch denkt gar nicht ans Fortgehen. Der Pingarten gefällt ihm besser, als wie er sich ihn die ganze Zeit seines Planens über vorgestellt. Er hat alleweil gewähnet, es sei nur so ein Häufel, auf das die Schwester mit Ach und Krach geheiratet, ein Dertel, auf das keine andere hätte heiraten wollen; derweilen ist er ein stattlich Bauernhöfchel mit etlichen Fochen Grundes, und alles schön und sauber beisammen. Nein, da rennt er nicht so mir nichts, dir nichts

weg und wieder davon und läßt alle Pläne fahren, die er sich den ganzen Sommer über so schön zusammengeschmiedet und zusammengereimet . . . für alles kommt eine Zeit, also wird auch für diese Sache eine kommen. Halt abwarten und es so machen wie zwei lederzähe Mühlspieler, die hübsch gleichwertig sind: abwarten und ablauern, bis einer oder der andere einen falschen Zug tut und sich eine Blöße gibt! Es wird schon einmal werden. Und dann nicht mehr locker lassen, bis das Spiel völlig gewonnen!

Als man sich zur Morgensuppe setzt, steht er auf, pfeift ein Liedel vor sich hin und setzt sich nachher auch zu Tisch. Der Josef spannt später ein, um ein paar Birkenstämme heimzufahren, die dann zu gelegener Zeit aufgearbeitet werden sollen, und der Steffel nimmt eine Hacke und schlendert hinterdrein. Nachher schaut er sich auch den Wald ein bißel an und rechnet. Hübsch ein Geldel ließe sich schon aus dem Holz heraus schlagen, wenn nur das größere gefällt und abgetrieben würde, und wenn er dieses wirklich der Schwester geben und auszahlen wollte, bliebe ihm noch all das übrige rein umsonst und geschenkt. Halbwegs eine Heirat noch, und er stände da wie . . . ein kleiner Freiherr, von keinem Menschen abhängig, niemandem untertan und keinem zu Dienst verpflichtet . . . wie es sich für einen gewesenen Unteroffizier eben gebührt. Und mit diesem Geldel könnte sich die Schwester ganz gut irgendwo einheiraten. So wäre beiden geholfen, und so ginge es sich am schönsten aus.

Der Josef aber hat einen Verdacht: "Du, wann der Steffel wieder gehen?" fragt er einmal die Seffler.

"Er wird bald einen Dienstplatz gefunden haben," vertröstet die. "Etwan fragt er am Sonntag eine Weile herum."

Nach einer Weile fängt auch der Steffel sein Gerede bei der Schwester wieder an. "Weberwirtschaft!" sagt er einmal abends gleichmütig. "Wo kein Herr im Hause ist, verschlampt und verludert alles . . . Hast dich noch nicht besonnen?"

"Hör mir mit diesem eiskalten Schwatz auf!" ärgert sie sich noch ein bißel mehr. "Ich brauch' mich nicht weiter zu besinnen; ich hab' dir meine Meinung schon einmal gesagt, und . . . da gib't's einmal nichts weiter."

"Nachher geh' ich halt," droht er.

"So gehst. Meinestwegen heut noch."

"Morgen ist Sonntag, und da . . . Es wird sich schon etwas finden, derweilen. Schau halt, wie du nach und nach abwirtschaftest! Aber sel sag' ich dir im voraus: als Gelumpke kauf' ich dir nachher das Krätzel übereinander nicht ab. Daß du es heute schon weißt."

"Werde dir's auch nicht anbieten."

Damit hat der Schwatz für diesmal wieder

ein Ende, aber es bleibt beiderseits eine gewisse Gereiztheit und Trübsigkeit zurück . . . Der nächste Tag ist ein Sonntag, und es wäre das Kirchengenhen diesmal am Fesfel. Aber sie schüzt ein Geschäft vor und ordnet an, daß der daheimbleiben und gaumen solle. Wenn er gerade wollte, könnte er nachher in den Nachmittagsjegen und ihretwegen auch ein wenig ins Wirtshaus gehn.

„Auch recht,“ willigt der Fesfel ein und bleibt daheim.

Aber auch der Steffel rüstet zum Fortgehen. Er will schauen und umfragen, wo ein passendes Geschäftel für ihn zu finden wäre. In der Frühe ist es schon hübsch hart gefroren, aber am wolkenlosen Himmel steigt die Sonne in aller Schöne empor und verspricht einen heitern Herbsttag.

Nachdem beide fort sind, schlendert der Fesfel eine Weile in Haus und Hof und in den nächstgelegenen Gründen herum, und dann richtet er übers Kochen. Bis die Sessler heimkommt, siedet und brodelt schon alles auf dem Herde, und sie braucht nur mehr die Suppe einzukochen, die Knödel zu formen und ins kochende Wasser zu werfen und irgendeine Brühe zu richten.

Beim Mittagessen sitzen sie wieder einmal selbender am Tische, und im Herrgottswinkel oben hockt die anheimelnde Gemütlichkeit und schaut ihnen behaglich zu.

„Der Steffel ein Geschäft finden wird?“ sinnt und fragt der Fesfel mittendrin und unvermittelt.

„Etwas wird ja doch zu erfragen sein,“ verhofft sie. „Bei uns ist er wirklich . . . unnötig.“

Nach dem Abfüttern richtet er sich zum Nachmittagsfirchgang und nimmt auch vor, sich nach dem Segen ein Zeitlein ins Wirtshaus zu setzen und mit den Nachbarn und den gesezten Leuten geseheit und gewichtig zu reden, wie es sich für einen schickt, der nun selber Haus und Hof hat; aber mittendrin fällt es ihm wieder anders ein, und er schlüpft wieder ins Werktagsgewandel, hockt sich zur Zimnhütte hinaus und schaut den im warmen Sonnenschein hurtig ab und zufliegenden Tierchen zu. Dazwischen sinnt er in seiner langsamen, unbeholfenen Weise hin und wieder, und es wird allmählich hübsch über halben Nachmittag, als er in der Stube schreien hört.

Er reißt den Kopf in die Höhe und loset . . . Den Stimmen nach die Sessler und . . . und irgendein Männerleut . . . Nicht sauber! Wöcht' wissen, wer da mit der Sessler zu schreien und etwan gar zu greinen hätte? . . . Und hastig springt er auf, rennt barfuß der Gred und der Haustür zu, horcht ein, zwei Augenblicke.

Der Stimme nach der Steffel! Na, wenn es sonst keiner ist! Bruder und Schwester! Da mischt und menget er sich nicht ein. Wenn die auch ein wenig maulen mitfammen, sel hat

nichts zu bedeuten. Vielleicht verschimpft sie ihn wegen irgend etwas oder schaffit ihn gar fort, weil sie niemanden brauche im Hause . . . Nein, sie haben sonst etwas.

„Ich hab' dir's schon einmal gesagt, wie ich besonnen bin, und jetzt will ich meine Ruhe haben damit,“ schreit sie.

„Und ich besteh' drauf,“ truzt der Steffel entgegen, und es ist, als ob er auf den Tisch einhante. . . . „Weil es sich so gehört von Rechts



„Sessler!“ haucht der allmählich mit dem Tode Ringende, und aus seinen Augen strahlt ihr das lauteste Glück entgegen.

wegen, und weil du keinen Schaden hast. Du kriegst dein Geld für den Krempel und . . .“

„Und ich mag nicht.“

Also ein Handel, weil vom Gelde die Red' ist. Sie handelt nicht ohne ihn und hat ganz recht. So etwas steht ihm zu, dem Fesfel.

Ein Zeitlein ist es ruhig und still in der Stube. Wenn sie nicht mag, gibt's natürlich keinen Handel. Der Steffel jedoch will ihn heute erzwingen. Er hat in der Früh den Weg ins Nachbardorf hinüber genommen und sich dorten ins Wirtshaus gesezt und dem Plane nachgegangen . . . Werden muß es, wie er sich's ausgeküstelt und ausgerechnet, und einen Bauernknecht macht er auf keinen Fall mehr, er, der ehemalige Unteroffizier. Und wenn sie nicht gutwillig ja sagt, muß sie eben dazu gezwungen werden, wie ein unverständiges Kind, das nicht folgen will. Ein paar Büsse und sie wird schon milder werden und einsehen, daß auch er ein Recht hat, etwas zu sein und etwas zu besitzen. Sie kriegt ja ihren Anteil; das Geld, das er aus dem Walde herauszuschlagen beabsichtigt, gibt er ihr bei Heller und Pennig.

„Besinnst dich wirklich nicht anders?“ mahnt er nach einer Weile wieder.

„Ich nicht, und . . . jetzt sag' ich dir's zum letzten Male: laß mich in Ruhe mit dem eisfalten Schwaz — und . . . dort hast die Tür!“

„Das werden wir sehen,“ knirscht er in seiner

aufwallenden Wut, und gleich darauf gelst ein Hilfeschrei durch die Stube.

„Josel!“

Er tut ihr etwas . . . Wie wenn ihm etwer mitten durchs Herz schnitte, wird ihm, und wie ein jäh abgeschossener Pfeil schnell er vom Plaze und der Stubentür zu. In der Hast verfehlt er die Klinke, aber ein Druck, und brechsend gehen Holz und Gefülße in die Brüche.

Der Steffel hat die Schwester vor Aerger am Halse gepackt; aber das Krachen der Tür sagt ihm, daß der gerufene Depp wirklich kommt. Wenn ihn der in die Arbeit nimmt, ist er hin. Also: ich oder du. Er springt zum Tische hin, reißt das Brotmesser aus der Tischlade und dem in aller Wilde anstürmenden Josel fährt die kalte Schneide zwischen die Rippen . . .

Ein bärenrauhes Kreißen entringt sich dem Munde des am Leben Getroffenen, und dann taumelt er und sinkt zu Boden.

„Mörderer!“ schrikt die Sessler in ihrem Schrecken und dem zur Tür Flüchtenden nach, und dann beugt sie sich über den sterbenden Schwager und sucht nach der Wunde. Womit sie helfen oder das rieselnde und sprudelnde Blut stillen könnte, daran denkt sie in ihrer Aufregung und in ihrem Schrecken nicht.

„Sessler!“ haucht der allmählich mit dem Tode Ringende, und aus seinen Augen strahlt ihr das lauterste Glück entgegen. „Ich da! . . . Ich dir nichts geschehen lassen . . . Ich dich . . . gern haben.“

Dann fällt sein Kopf wie ein abgesägter Baumknorren auf die Stubenbühne nieder, und der letzte Seufzer trägt den lautereren Glückswahn eines Halbnaaren mit sich fort und jenem zu, der einmal

gesagt hat: Selig sind die Armen im Geiste . . .



Der Spiegel des Scharfrichters.

Von Wilhelm Fladt.

„Ich deß em Scharfrichter Mengis si Hus?“ fragte zu Rheinfeldn vor der breiten

Staffel eines hohen Hauses der Sensenbauer von Rappersweier eine alte Frau.

„Frili, frili!“ gab die verwundert aufblickend zur Antwort und schaute mit ängstlicher Neugier dem Fremden nach, der mit fast aufdringlich kräftigem Schritt die zwei Stufen emporschritt und mit energischem Ruck den schmiedeisernen Türklopfer gebrauchte.

Kahner Sinkender Bote für 1921.

„Quege nit so laibig! I ha niemes umbroocht!“ herrschte wartend sich umdrehend der Fremde barsch die Alte an, die immer noch neugierig ihm nachblickte, nun aber kopfschüttelnd ihres Weges weiterging.

„Mer kömmt' meine, sie wottet öbbis an eim rieche!“ brummte ärgerlich der Bauer zu sich selber, horchte aber nun auf einmal in das Haus hinein, aus dessen breitem Gang man nahende Schritte hörte.

Der Sensenbauer zuckte lauschend in sich zusammen und nahm langsam den Hut vom Kopfe. Beklommen, flackernden Augs wischte er sich über die Stirn — und horchte. Auf einmal schrat er heftig auf, denn im Rahmen des Guckschiebers an der schweren Eisentür erschien, scharf ihn musternd, das eckige Gesicht der Schaffnerin. „Wa isch 's Bigehr?“ fragte es mit scharfer Betonung heraus.

„I sch der Mengis diheim?“

„Jo!“ gab es kurz zurück. „Wa hön d'r uf em G'wisse?“

Ein feindseliger Blick fuhr in dem Bauer auf. „Herrgottsakrament no emol, — i han do nünt uf em G'wisse! Mit 'm Mengis will i redde!“

Erstrocken fuhr die Alte zurück — und man vernahm ihren schleifenden Tritt auf den Steinfliesen. — Die Finger krampfhaft zu Fäusten gepreßt, die Arme steif ab vom Körper, die Zähne zusammengebissen und kalt die Augen geküfften, stand horchend der Sensenbauer. In mühsam verhaltener Erregung ging laut sein Atem . . . Da ward oben im zweiten Stock ein Fenster aufgemacht und draus heraus schaute ein massiger Grauschädel aufmerksam herunter auf den vor der Tür. Ein Paar graue durchdringende Augen unter dunkeln, buschigen Brauen, eigentümlich dunkeln Brauen, die sonderbar abstachen von dem mächtigen grauen Schnauzbart, der martialisch um das scharfgeschnittene Kinn hing.

Es ward dem Besucher aufgetan und der Scharfrichter empfing ihn in der großen Stube.

Der Sensenbauer erzählte. Mit kalter, eiserner Klarheit erzählte er, scharf und fest. Wie einer, der auf ein Ziel geht. Forschend aber zuckte er auf, wenn der Scharfrichter aus seinem kalten Zuhorchen heraus einmal eine seiner eifrig bohrenden Fragen tat, Fragen, die wie ein kaltes Messer in die Gurgel fuhren, daß es einen zu würgendem Schlucken zwang.

Sie waren nun fertig. Der Mengis strich sich mit den knochigen Fingern über den Schnauzbart, zog bedeutend die buschigen Brauen zusammen und wiederholte kurz abgerissen mit scharfer Betonung: „D'r Sensenbur sind Ihr — von Rapperswier? — 's Wib isch fern geschorbe. Die Wittfrau vun Adelhuse habt Ihr ghirodet. E Tochter hat sie mitbrocht. I sch 's e sufer Maidli gi?“

